

Ludwina Hupfauer

Arbeitslosigkeit – ein Bruch in der Biografie oder ...

Endlich – das Studium geschafft, das Anerkennungsjahr absolviert. Mit 33 Jahren könnte »das Leben« jetzt beginnen. Könnte ich mir meine Existenz dauerhaft sichern. Doch statt dessen falle ich in ein tiefes, schwarzes Loch. Ich habe viel Zeit und könnte so vieles tun, was ich immer schon mal tun wollte – doch ich bin wie gelähmt. Mit meinem Wunschberuf, zu dem ich über Umwege endlich gekommen bin, stehe ich nun auf der Straße. Endlich weiß ich, was ich will – beruflich –, und nun etliche Bewerbungsschreiben und Vorstellungsgespräche. Alles scheint ins Leere zu laufen. Ich bin arbeitslos. Nicht zum ersten mal, aber so schlimm war es noch nie.

Nach meiner ersten Ausbildung als Orthopädienschuhmacherin war ich fast ein ganzes Jahr arbeitslos. Es hat mich nicht sonderlich gestört, schließlich lag es nicht an mir, das man(n) in einem typischen Männerberuf Mädchen bei der Ausbildung fördert, aber als Gesellin dann doch nicht in der Werkstatt haben wollte. Dann wollte der Ausbildungsbetrieb meine Situation auch noch ausnutzen und mich für 2–3 Monate zum halben Tariflohn beschäftigen. Da habe ich mich für meine Rechte und für das, was GewerkschaftlerInnen erkämpft haben, stark gemacht.

In dieser Erwerbsarbeitslosenzeit habe ich mich intensiver in einem katholischen Jugendverband engagiert. Ich habe einen Sinn darin gesehen, meine Erfahrungen mit der Ausbildung und der Erwerbsarbeitslosigkeit an andere Jugendliche weiterzugeben, mich für gerechte Ausbildungsbedingungen und Arbeitsverhältnisse mit anderen einzusetzen. Durch dieses Engagement war mein Leben strukturiert, und ich habe für mich Anerkennung erfahren. Bald konnte ich die Möglichkeit wahrnehmen, bei der Christlichen Arbeiterjugend, eben diesem Jugendverband, in dem ich mich seit meinem 14. Lebensjahr zu Hause fühlte und der meinen Sinn für Gerechtigkeit und die Option für die Benachteiligten prägte, hauptamtlich tätig zu werden. Befristet – versteht sich für einen Jugendverband – und so versuchte ich schon die Weichen für mein berufliches Weiterkommen zu setzen. Schließlich hatte ich mich in meiner ersten Ausbildung nach fast fünf Jahren wieder »entqualifiziert« – wie es damals so schön hieß. Außerdem entwickelt man/frau sich weiter, gerade im Umgang mit Menschen. So studierte ich in meiner Hauptamtlichenzeit über den Würzburger Fernkurs Theologie, mit dem Ziel, Gemeindeferentin zu werden.

Wie so oft, kommt es anders, als man/frau denkt. Nach meiner Zeit bei

der Christlichen Arbeiterjugend galt es, fast ein Jahr bis zum Ausbildungsbeginn zu überbrücken. Ich war also wieder arbeitslos.

Diesmal war es eine Zeit der Orientierung. Durch eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme in einem Stadtteilprojekt setzte ich mich noch mal mit dem Beruf der Sozialarbeiterin auseinander. Sozialarbeit wollte ich eigentlich nach meinem Abitur studieren. Doch Freunde, Bekannte und die Berufsberatungen rieten mir damals davon ab: ›Damit kann man doch die Straße pflastern!‹

Acht Jahre später war mir diese Perspektive egal, schließlich hatte ich genügend berufliche, aber auch Lebenserfahrung gesammelt und wußte genau, warum ich in ein Studium der Sozialarbeit investierte. Ich wollte weiterhin den Umgang mit Menschen sowie mich für Gerechtigkeit und die Option für die Benachteiligten stark machen. Ich hatte gelernt, die Menschen anzunehmen, wie sie sind, und sie ernst zu nehmen. Dabei nicht ihre Defizite, sondern ihre Stärken und Fähigkeiten wahrzunehmen. Sie als Expertinnen und Experten ihres Lebens zu verstehen und mit ihnen ihre Interessen zu entdecken, zu formulieren und in die Hand zu nehmen.

Und dann: ARBEITSLOS – die schlimmsten 6 Wochen meines Lebens. Und, obwohl ich nicht mehr in dem Bereich der Kinder- und Jugendarbeit beschäftigt sein wollte, nahm ich eine Stelle als Jugendreferentin bei der evangelischen Kirche an.

Heute bin ich seit fast fünf Jahren Bildungsreferentin im Oswald-von-Nell-Breuning-Haus Herzogenrath mit dem Schwerpunkt ›Arbeitslosenbildung‹.

Ich treffe in meinen Bildungsseminaren auf die unterschiedlichsten Menschen aus Arbeitslosenzentren sowie Qualifizierungs- und Beschäftigungsmaßnahmen. Ich treffe auf Frauen und Männer, mit und ohne befristeten Arbeitsverträgen, mit und ohne Ausbildung, mit und ohne Erwerbsarbeitserfahrungen. Aber allen gemein ist die Erfahrung mit der Erwerbsarbeitslosigkeit. Bzw. mit der Erfahrung, daß sich in unserer Gesellschaft der Mensch nur über Erwerbsarbeit definieren kann. So unterschiedlich Erwerbsarbeit auch aussehen mag, sie bestimmt Status und symbolisiert Freiheit und Sicherheit. Wer dies verliert oder erst gar nicht erwirbt, ist immer abhängig von Ämtern, dem Gemeinwohl und damit zu Scham und Isolation verurteilt. Und solange Menschen nach ihrer Erwerbsarbeit beurteilt werden, wird es die Meinung geben: ›Wer seine Arbeit verliert, ist selber schuld!‹

Doch damit nicht genug. Wer seine Arbeit verliert, verliert irgendwann auch sein Selbstwertgefühl. Und je länger die Erwerbsarbeitslosigkeit anhält, desto schwieriger wird es, in den Arbeitsmarkt zurückzufinden. Der Grund: Die Folgen der Abhängigkeit und Isolation werden immer stärker und enden in Passivität und Krankheit.

Ob 4 oder 5 Millionen Arbeitslose, ob mit oder ohne ›stille Reserven‹ und diejenigen, die auf Maßnahmen abgeschoben sind, das spielt bei der anhaltenden Massenarbeitslosigkeit keine Rolle mehr. Klar ist, daß

Erwerbsarbeitslosigkeit schon lange kein rein individuelles Problem ist. Den betroffenen Menschen die strukturellen und politischen Probleme, Ursachen und Folgen von Erwerbsarbeitslosigkeit nahe zu bringen, ist ein Teil meiner Aufgaben.

Dabei gilt es, die persönlichen Schicksale und Geschichten in diesen Kontext zu stellen, um so von den Selbstverschuldungsgedanken wegzukommen, hin zu einem realistischen Blick auf die eigene Situation. Und den Bruch in der Biografie vielleicht als Chance zur Orientierung für neue Perspektiven zu nutzen, z.B. durch Weiterbildung, Qualifizierungs- oder Wiedereinstiegsmaßnahmen. Oder sich in dieser Zeit durch Beschäftigung und Engagement z.B. im Stadtteil, in Tauschringen, in Freiwilligenzentren sein Selbstwertgefühl und einen Sinn zu erhalten.

Aber für viele Menschen, die mir in meiner Arbeit begegnen, kommen diese Anregungen und dieses Verständnis von Biografiebrüchen zu spät. So verpönt, wie es in unserer Gesellschaft ist, sie haben sich trotzdem in diesem ›Bruch‹, d.h. in der Erwerbsarbeitslosigkeit, eingerichtet. Sie haben sich mit ihrer Situation abgefunden, sich der krankmachenden Sprachlosigkeit und Ohnmacht unterworfen und sind mit dem zufrieden, was ihnen bleibt. Wer Glück hat, hat noch seine Familie und die Hoffnung auf ein besseres Leben.

Manchmal gelingt es in meinen Bildungsseminaren, gerade der letzten Gruppe von TeilnehmerInnen wieder Mut und Hoffnung zu geben. Nicht mit dem Bild, daß es für alle Erwerbsarbeit gibt, aber mit dem Blick, daß jeder Mensch mehr wert ist als alles Geld der Erde.

In kreativen Seminaren, wo gewerkelt, gebastelt und Theater gespielt wird, entdecken die Menschen neue oder auch verschüttete Fähigkeiten und Talente wieder. Finden andere, spannendere Ausdrucksformen, um ihre Interessen und Meinungen wieder zu entdecken und auszutauschen. Erstmal unter Gleichgesinnten, im Schutze des Gemeinschaftserlebnisses.

Manche TeilnehmerInnen erlebe ich – aber auch meine KollegInnen aus anderen Bildungsbereichen – über Jahre, und wir dürfen die Erfahrung machen, daß sie sich irgendwann trauen, ihre Ohnmacht und Sprachlosigkeit zu überwinden. Sie gehen mit den Ergebnissen aus Seminaren, z.B. durch die Beteiligung an Ausstellungen oder in Theatergruppen, mit ihren Belangen und Meinungen an die Öffentlichkeit.

Solche Erfahrungen sind leider viel zu selten, die meisten Begegnungen sind kurz und einmalig, für die Zeit des Bildungsseminars, aber nicht minder intensiv. Oft wundert es mich, wie offen die Menschen über ihre Situation, ihr Schicksal mir gegenüber, aber oft auch in der ganzen Gruppe berichten. Neben der persönlichen Betroffenheit, die dies auslöst, finden sich so manche Ansätze von ›selber Schuld‹ und ›persönliches Pech‹. Aber genau so wenig, wie alle Erwerbsarbeitslose falsch oder mangelhaft qualifiziert oder schlecht motiviert sind, kann die Massenarbeitslosigkeit nicht allein ein strukturelles Problem sein, denn sie betrifft immer auch einzelne Menschen. Im strukturellen und politischen

Dilemma hat jede und jeder sein persönliches Gesicht und ihre/seine eigene Geschichte.

Und ich bin am Punkt meiner Geschichte, wo der Abstand zur eigenen Erwerbsarbeitslosigkeit größer geworden ist und die Erfahrungen verblasen. Und wenn ich darauf in Seminaren zurückgreife, wenn es um Chancen von Engagement, Orientierung, aber auch Negativem geht, verliere ich meines Erachtens immer mehr an Glaubwürdigkeit. Schließlich habe ich Arbeit, weil andere keine Arbeit haben oder anders ausgedrückt: »Ich bin drin, weil andere draußen sind!« Und meinen gesellschaftlichen Status und Anerkennung geben mir Menschen, die beides schon lange nicht mehr erfahren durften.

Und dann beschleicht mich von Zeit zu Zeit die Angst, aus diesen Gesichtern, diesen Geschichten und Schicksalen, irgendwann einmal auch wieder draußen zu sein, die eigenen Lebenspläne umgeworfen zu bekommen und dann im nächsten ›Bruch‹ stecken zu bleiben.

Ludwina Hupfauer ist Diplom-Sozialarbeiterin und Bildungsreferentin des Oswald-von-Nell-Breuning-Hauses mit dem Schwerpunkt Arbeitslosenbildung.